

**ALFRED PAYRLEITNER (HG)**  
**WURZELN UND VISIONEN**  
**STEIRISCHE KARRIEREN**

Hans Dichand | Egon Kapellari | Waltraud Klasnic  
Franz Küberl | Helmut List | Horst Pirker  
Hildegunde Piza | Claus J. Raidl | Maria Schaumayer  
Peter Simonischek | Veit Sorger | Frank Stronach

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Payrleitner, Alfred

Wurzeln und Visionen – Steirische Karrieren/Alfred Payrleitner (Hg.) –

Wien: Molden Verlag, 2005

ISBN 3-85485-150-2

© 2005 by Molden Verlag GmbH, Wien

[www.molden.at](http://www.molden.at)

Umschlagentwurf: Emmanuel Mauthe

Satz: Zehetner GmbH

Druck: Freiburger Graphische Betriebe

ISBN 3-85485-150-2

Alle Rechte vorbehalten, auch die der auszugsweisen  
Wiedergabe in Print- oder elektronischen Medien

**Univ.-Prof. Dr. Hildegunde Piza**

## „Mehr Führungspositionen für die Frauen“

Geboren 1941 in Gröbming. Medizinstudium an der Karl-Franzens-Universität Graz. Fachärztin für plastische und Wiederherstellungschirurgie, Vorstand an der Universitätsklinik für plastische und Wiederherstellungschirurgie in Innsbruck. Forschungsschwerpunkte: Gewebzüchtung, Regeneration des sympathischen Nervensystems, Silikonforschung.



Frau Univ.-Prof. Dr. Hildegunde Piza wurde im Jahr 2000 zur Wissenschaftlerin des Jahres gewählt und ist Trägerin des österreichischen Ehrenkreuzes für Wissenschaft und Kunst erste Klasse sowie des großen Ehrenzeichens des Landes Steiermark.

Ich bin eine Ganz-Steirerin, ich habe längere Phasen meines Lebens in der Obersteiermark, der Mittelsteiermark und in Graz verbracht, aber auch später waren wir zu unseren Familienwochenenden immer wieder in unserer steirischen Heimat, die Kinder waren in den Ferien dort, diese Beziehungen sind nie abgerissen. Meine Mutter stammt aus dem Ennstal, ich kam in Gröbming zur Welt und mein Vater ist Grazer. Schon durch meine Eltern war ich medizinisch vorbelastet, denn mein Vater war Arzt, meine Mutter anfangs Krankenschwester, dann wurde sie Fürsorgerin, später Kosmetikerin. Meine Eltern hatten sich bei der Arbeit an derselben Klinik kennen gelernt, meine Mutter hat damals meinen Vater richtiggehend eingekocht, sie kannte alle steirischen Spezialitäten und hat auch aus dem Nichts wohlschmeckende Speisen gezaubert, die Liebe ging ja schon immer durch den Magen. Das Frauenbild war in dieser Zeit vor dem Krieg noch ein sehr traditionelles und konservatives, einen Arzt zu heiraten und danach selbst Medizin zu studieren und Ärztin zu werden, war etwas ganz Besonderes. Den Frauen stand damals die Berufswelt nicht so offen wie in unseren Tagen, auch wenn noch immer gewisse patriarchalische Denkweisen zu beobachten sind und Frauen im Beruf vielerorts doppelt um Anerkennung kämpfen müssen.

Wir sind dann über eine Zwischenstation in Leoben nach Weiz gekommen, wo ich in die Hauptschule gehen sollte, weil ich etwas Handwerkliches lernen wollte und ich mich nicht gescheit genug für die Mittelschule gefühlt habe. Damals galt ja das Gymnasium als etwas Besonderes und die Mittelschüler als viel gescheiter als die Hauptschüler, das hat sich inzwischen auch ziemlich geändert, besonders im ländlichen Bereich kommen die Hauptschulen an die Mittelschulen qualitativ recht nahe heran. Die ersten zwei Jahre ging ich also zur Hauptschule in Weiz, bis meine Eltern entschieden, dass ich „etwas Besseres“ werden soll, so hat man damals

ja gedacht. Für mich war das ein enormer Sprung und sehr anstrengend. Den Übergang von der Hauptschule in die Mittelschule zu schaffen war schwer, ich musste einen Sommer lang zwei Jahre Französisch nachlernen, um überhaupt den Anschluss zu finden. Aber damals habe ich mich zum ersten Mal richtig durchbeißen und intensiv lernen müssen, was für mein späteres Leben sehr wertvoll war.

Ich kam ins Internat zu den Ursulinen nach Graz, was für mich nach dem recht freien Leben in Gröbming und Weiz eine ziemliche Umstellung war. Nicht nur, dass wir viel lernen mussten, herrschten in diesem Mädcheninternat strenge Sitten. Ich erinnere mich noch an die Empörung einer Lehrerin, weil auf Plakatwänden in der Nähe der Schule halbnackte Frauen im Büstenhalter gezeigt wurden, das war damals völlig neu und für manche schockierend. Ich stammte zwar auch aus einer katholischen Familie, aber meine Mitschülerinnen und mich hat das natürlich nicht so aufgeregt. Ich erinnere mich auch noch gut an Mater Gabriela, die uns selbst an heißen Tagen zur Einhaltung der strengen Kleidervorschriften mit den Worten ermahnte: „Zieht keine ärmellosen Blusen an, sonst werden die Burschen wild“, darüber lachen wir noch heute bei unseren Maturatreffen.

Die Zeiten haben sich ja inzwischen geändert, auch die stockkonservativen Ursulinen sind inzwischen eine moderne, weltoffene Schule geworden, ohne etwas von ihrer Qualität einzubüßen. Trotzdem bin ich bis zur Matura wie im Kloster erzogen worden und es war für mich eine völlig neue Situation, zu Beginn des Studiums im Hörsaal neben Burschen zu sitzen, ich war als Klosterschülerin ein noch sehr schüchternes Mädchen.

Obwohl ich zum Teil von der Erziehung in der Klosterschule nicht begeistert war, trat ich während des Studiums der katholischen Hochschulgemeinde bei und habe dann ganz andere Erfahrungen gemacht. Der damalige Hochschul-

seelsorger Reichenpfader war ein unglaublicher Mensch, er hat viel vom Leben verstanden und weckte in uns ganz neue Seiten. Sein ebenso fortschrittlicher Nachfolger war übrigens der heutige Bischof Egon Kapellari. Ich habe damals einen völlig anderen Aspekt im Katholizismus kennen gelernt, nach der strengen Internatserziehung fühlte ich mich plötzlich in eine neue Zeit der Moderne und der Aufklärung katapultiert. Das war für mich eine Phase, die mich geistig-intellektuell sehr stark geprägt hat. Wenn wir nicht gerade lernten und studierten, verbrachten wir die Zeit mit Diskussionen und Experimenten. Damals wurde auch das Afro-Asiatische Institut gegründet, womit die Welt für uns noch offener wurde. Wir sind mit der Hochschulgruppe herumgefahren und diskutierten schon Jahre vor Ausbruch der 68er Revolte mit Studentenvertretern in Berlin heftig über Kirche, Staat und Gesellschaft. Ich bin sogar einmal 24 Stunden in einem Ostberliner Gefängnis gesessen, weil ich Bücher von Jean-Paul Sartre in die DDR geschmuggelt habe.

Der Spiritus Rector dieser Zeit war unser Hochschuleelsorger, wir haben uns nächtelang mit Fragen von Politik, Ethik, Moral und gesellschaftlichen Werten beschäftigt. Einmal kam ein bekannter Jesuit und Wissenschaftler aus Amsterdam zu einer Veranstaltung nach Graz, bei der es darum ging, wo die Pflicht der Ärzte zur Lebensverlängerung endet, zum Beispiel im Fall eines hirntoten Patienten. Damals gab es ja die heute bekannten Begriffe in der Sterbehilfe noch gar nicht und so haben wir diese wichtige ethische Frage stundenlang diskutiert.

Nach meiner Promotion zur Ärztin habe ich kurze Zeit in Graz bei den Barmherzigen Brüdern als Turnusärztin gearbeitet und bin danach nach Salzburg weitergezogen, weil dort eine Assistenten-Stelle frei war. Ich hatte das Glück, einen guten Chirurgen als Oberarzt zu haben, der mich ernst

nahm und recht gut geführt hat. Das war zu dieser Zeit gar nicht selbstverständlich, insbesondere die Chirurgie war eine männliche Domäne, ich war damals eine der wenigen weiblichen Chirurginnen in Österreich. Die normale chirurgische Tätigkeit hat mich aber im Lauf der Zeit nicht mehr so gereizt und so wandte ich mich immer mehr der plastischen und rekonstruktiven Chirurgie zu, die damals noch in den Kinderschuhen gesteckt hat, es gab da keine einzige selbständige Abteilung in ganz Österreich.

Im Zuge meiner weiteren praktischen Ausbildung hat es mich dann an verschiedene Orte verschlagen. In Salzburg arbeitete ich unter einem Pathologen, der als erster meine wissenschaftliche Neugier geweckt hat, die für mein späteres Arbeiten so bestimmend war. Danach ging ich nach Innsbruck, wo mir die Arbeitsaufgaben recht gut gefallen haben, nur der Ton war mir ein bisschen zu rau und patriarchalisch, ich war die einzige Frau auf dieser Station, eine Steirerin unter lauter Tirolern. Schließlich wurde ich meinem späteren Chef in Wien wärmstens empfohlen und es gelang mir, ihn zu überzeugen, dass auch eine Frau in der Chirurgie ihren Mann stellen kann.

Dort habe ich eine Zeit lang in der allgemeinen Chirurgie gearbeitet und mich gleichzeitig in der experimentellen Mikrochirurgie weiterentwickelt. Das nächste Hindernis in meiner weiteren Karriere war natürlich wieder ein Mann, der an derselben Klinik gearbeitet hat – aber das war Liebe und wir haben bald geheiratet. Es gab eine damals noch gültige Bestimmung aus der Zeit von Maria Theresia, dass ein Ehepaar nicht in derselben Abteilung eines Bundesbetriebes zusammenarbeiten darf, weil das zu Interessenskonflikten oder Unvereinbarkeiten führen könnte, sie könnten sich ja vielleicht während der Arbeit küssen und damit Unruhe stiften. Deshalb bin ich zur Kieferchirurgie gewechselt und habe bald darauf unsere Kinder zur Welt gebracht. Während

meiner ersten größeren Pause nach dem dritten Kind schrieb ich an meiner wissenschaftlichen Habilitation für plastische Chirurgie und Mikrochirurgie, dann wurde ich beauftragt, die Leitung der neugegründeten Abteilung für Wiederherstellungschirurgie am Krankenhaus Lainz in Wien zu übernehmen. Ende der 90er Jahre ging ich als Vorstand der Universitätsklinik für plastische und Wiederherstellungschirurgie zurück nach Innsbruck. Dort habe ich dann meine mittlerweile bekannteste Operation gemacht, die Transplantation von zwei fremden Händen am Gendarmen und Briefbombenopfer Theo Kelz. Er ist einer von weltweit fünf Menschen, denen beide Hände transplantiert werden mussten und es geht ihm durchaus gut, sowohl was die Funktion der Hände als auch die Reaktion des Immunsystems betrifft.

Ich sehe in meiner Arbeit nicht nur medizinische, sondern vor allem auch soziale Aspekte. Die Rückführung von körperlich beschädigten Menschen zu einer normalen Lebensführung oder zur Arbeitsfähigkeit ist ja nicht nur medizinisch-funktionell, sondern auch psychologisch und volkswirtschaftlich wichtig. Die Wiederherstellungschirurgie wird auch deswegen immer wichtiger, weil die Anforderungen an eine intakte Körperlichkeit zunehmen, die Menschen werden immer älter und wollen sich auch ihre körperlichen Funktionen erhalten. Auch die Rekonstruktion nach überstandenen Krankheiten wie Tumoroperationen oder Unfällen ist heute viel wichtiger als früher.

Da ist auch eine klare Grenze zur plastischen Chirurgie zu ziehen, die sich der Ästhetik und Schönheit widmet. Ich sehe das eigentlich als nicht so notwendig an, diese Chirurgie wird heute leider als begehrenswert, als einfach und ganz leicht dargestellt, die Gefahren und Spätfolgen werden dabei aber häufig unterschätzt. Jene Menschen, die sich einer ästhetischen Operation unterziehen, sollten sich davor kritisch mit sich selbst, ihrem Schönheitsbegriff und dem Arzt, dem

sie ihren Körper anvertrauen, auseinander setzen. Vielen ist kaum bekannt, dass auch mit einer Schönheitsoperation Narben verbunden sind und auch die besten Implantate nicht länger als 15 bis 20 Jahre halten und dann wieder eine erneute Operation notwendig ist.

Aber jetzt möchte ich mich mehr der eigentlichen Frage zuwenden, nämlich welche Zukunftschancen und Visionen ich für die Steiermark sehe. Ich bin ja trotz meiner vielen Arbeitsorte durch und durch eine Steirerin und kenne mein Steirerland und meine Landsleute recht gut. Die Steirer sind ein äußerst angenehmer und sympathischer Menschenschlag. Sie sind arbeitsam, bescheiden und hauen nicht so auf den Putz wie andere, sie sind nicht neidig und auch nicht so raunzert wie die Wiener, vor allem aber strömen sie eine ursprüngliche Herzlichkeit aus, was eine besondere Wohlfühlatmosphäre in der Steiermark erzeugt. Die Steirer neigen auch aus meiner Erfahrung heraus mehr zur Zusammenarbeit und Teamarbeit als andere, sie ordnen sich gut in Organisationen ein, ich bemerke vergleichsweise wenig Egoismus und Selbstdarstellungssucht in der Steiermark.

Deswegen gelingt auch die Clusterbildung in der Steiermark so gut, weil das eine Kooperationsfähigkeit und Offenheit für neue Formen der Zusammenarbeit voraussetzt. Ich denke in diesem Zusammenhang jetzt weniger an den bekannten Autocluster, sondern an Wissens- oder Wissenschaftscluster, in denen die Vielfalt der erworbenen Kenntnisse, Informationen und Wissensinhalte systematisch recherchiert, geordnet, gespeichert, aufbewahrt und weitergegeben wird. Dieses Sammeln des Wissens sollte auf den verschiedensten Ebenen erfolgen, zwischen den Generationen, zwischen den Bereichen der Wirtschaft, in der Bildung, in der Wissenschaft und Forschung.

Es geht mir aber nicht nur darum, dass innerhalb dieser Kompetenzfelder mehr Wissensaustausch erfolgt, sondern

auch grenzüberschreitend zwischen der praktischen Wirtschaft und der akademischen Wissenschaft, zwischen Kultur und Sozialem und der Technologie, nicht zuletzt – auch wenn das recht banal klingt – zwischen Mann und Frau und Alt und Jung. Ich habe mich in meinem Berufsleben wahrscheinlich deswegen so weit vorgekämpft, weil ich als Frau immer wieder auf männliche Skepsis und Widerstand gestoßen bin, ich habe mir jede neue Position hart erarbeiten und es den anderen beweisen müssen. Insbesondere Führungspositionen sind für eine Frau nicht leicht erreichbar, dabei haben Frauen schon allein wegen ihrer stärkeren sozialen Ader und Kommunikationsfähigkeit das bessere Führungsrüstzeug als manche Männer.

Sobald es um Führungsentscheidungen ging, bin ich in meiner Berufslaufbahn öfters auf Skepsis oder Widerstand bei den männlichen Kollegen gestoßen, ähnlich war es manchmal mit der Weitergabe und Teilung des Wissens. Aus meiner Sicht werden auch das Wissen und die Erfahrungen älterer Menschen, wenn sie in die Pension gehen, viel zu wenig geschätzt und genutzt. Da geht ungeheuer viel an wertvollem Know-how und Humankapital verloren, wenn man plötzlich aus dem Berufsleben ausscheidet und die Vielfalt der Erfahrungen nicht mehr gebraucht oder verwertet wird. Ich habe meine bekanntesten Operationen erst vor wenigen Jahren durchgeführt und seitdem noch viel dazu gelernt. Vor allem ein wissenschaftlich tätiger Mensch strebt immer weiter und lernt nie aus. Da fehlt es nicht nur in der Steiermark an Strukturen und Einrichtungen, an einem Wissenscluster, der diesen wertvollsten aller Rohstoffe sammelt, bündelt und weitergibt. Wahrscheinlich ist das in der Medizin ohnehin noch am weitesten gediehen, weil hier die Dokumentation schon immer eine wichtige Rolle gespielt hat, eine absolute Notwendigkeit bei einem so innovativen und dynamischen Bereich. Was mir aber fehlt, und das gilt

auch für andere Fakultäten und Disziplinen, ist das frühe Hinführen der Studenten auf wissenschaftliches Arbeiten schon während des Studiums. Die Universitäten müssen einen hungrigen und neugierigen Nachwuchs züchten, der bei wissenschaftlichem Arbeiten Ehrgeiz entwickelt. Erst damit entsteht jenes besonders kritische und innovative Potential, das als Energiequelle für neue Gedanken und Ideen notwendig ist.